

(Nachdruck verboten.)

18)

## Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

Vom Trafalgar Square bis nach den Docks war es ein weiter Weg. Jos hätte viel lieber vor einem Hause oder unter einer Brücke in der Nähe der Themse-Strasse geschlafen, wenn das Eichlätzchen sich diesem Vorhaben nicht so sehr widersetzt hätte.

Als sie sich eines Abends auf den Fliesen, mit denen der Platz gepflastert ist, niedergelassen hatten, hielt eine Equipage in ihrer Nähe. Ein Herr stieg aus und ging auf den Platz zu, den er wohl eine Minute lang aufmerksam betrachtete.

Dann kehrte er zu seiner Equipage zurück und sagte:

„Es ist wirklich wahr, zu hunderten liegen sie hier und schlafen.“

„Ich möchte sie gern sehen“, antwortete eine Stimme aus dem Innern der Equipage.

„Oh nein, das kannst Du nicht.“

„Doch, ich kann es,“ beharrte die Stimme.

Zur größten Verwunderung von Jos und dem Eichlätzchen stieg sodann ein in einem langen weißen Mantel gehülltes Mädchen aus der Equipage und näherte sich ihnen, die beide sie mit offenem Munde anstarrten.

„Wie schrecklich!“ rief sie, den Platz betrachtend.

„Dagegen läßt sich nichts thun,“ meinte ihr Gefährte.

„Am besten ist es, wenn man gar nicht daran denkt.“

„Das ist aber unrecht, das ist geradezu schlecht,“ versetzte das Mädchen in großer Aufregung. Etwas muß gethan werden. Warum sollen wir all diesen Luxus haben, während andere vor Hunger sterben? Warum . . .“

„Liebes Kind,“ unterbrach sie der Herr. „Siehst Du denn nicht, daß wir mit unserem Luxus den Leuten Arbeit geben? Unser Essen und unsere Getränke, unsere Vergnügungen, unser Luxus bringt Geld unter die arbeitenden Klassen. In einer so großen Stadt wie London muß es auch solchen Auswurf der Menschheit geben. Dagegen läßt sich nichts thun.“

„Das kann ich nicht einsehen,“ antwortete das Mädchen und sah ihm dabei scharf ins Gesicht. „Ich wünschte nur, ich hätte den Mut, diesen ganzen Luxus und die damit verbundene Trägheit aufzugeben. Ich bin so sehr vom Reichtum umgeben, daß das wirkliche Leben gar nicht an mich heran kam. Und doch weiß ich, daß Tausende Hungers sterben, Männer und Frauen, denen ich ganz gut helfen könnte, wenn ich es nur selbst verstände, mich von Mode und Vorurteil frei zu machen. Du brauchst dabei gar nicht zu lachen,“ fuhr sie fort, als sie ein Lächeln auf dem Gesicht ihres Gefährten bemerkte: „Ich spreche vollkommen im Ernst. Soll ich denn immer mein Gewissen betäuben?“

„Liebes Kind,“ erwiderte ihr der Herr. „Seitdem Du diese socialistischen Bücher liest, sprichst Du solches blödsinnige Zeug.“

Das Mädchen antwortete nicht.

„Nehmen wir einmal an, Du wirst eine Socialistin,“ fuhr der Herr fort, „wie willst Du denn die häßlichen Bemerkungen Deiner Freunde und Bekannten aushalten? Und was Gutes könntest Du denn damit thun? Die klügsten Leute haben bis heute die sociale Frage noch nicht lösen können, und es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß ein so zartes Mädchen wie Du hierin mehr Glück haben sollte.“

Auch hierauf gab das Mädchen keine Antwort.

Der Herr nahm wiederum das Wort, sprach diesmal aber recht leise.

„Sieh' mal, lieb Schwesterchen. Wenn Du eine Socialistin werden solltest, würdest Du Schande über unsere Familie bringen.“

Sie gingen darauf an ihren Wagen zurück und fuhren in der Richtung nach dem Westen weiter. Jos und das Eichlätzchen blickten ihnen ganz verwundert nach.

Ein paar Tage später kam der Befehl, den Platz von den Obdachlosen frei zu halten. Es war dem Publikum unbequem, so viel Elend zusammen zu sehen. Die „Ausgestoßenen“ sollten lieber in Gefängnissen oder in Arbeitshäusern untergebracht werden. So viel „Volk“ auf einer Stelle war doch zu gefährlich.

„Weiter gehen, weiter gehen!“ riefen die Schulkleute den Obdachlosen zu, die wohl so thöricht waren, zu glauben, daß der Platz dem Publikum gehöre.

Sich gegen die gewaltige Polizeimacht aufzulehnen, war ganz zwecklos; man suchte daher auf der Treppe der Martinskirche, unter Bogengängen und am Themse-Embankment Unterkommen. Und die ganze Nacht hindurch zog eine aus etwa fünfzig Männern und Weibern bestehende Schar durch die Straßen, gefolgt von zwei riesigen Schulkleuten.

„Wir sind gefährliche, zu allem entschlossene Kerls,“ sagte ein kleiner, krank aussehender Bursche zu den Polizisten. „Ich rat' Euch, reizt uns nicht, oder . . .“

Die Schulkleute mußten über diese Drohung lachen.

„Wo sollen wir hingehen? fragte das Eichlätzchen Jos.“

„Ich gehe ins Arbeitshaus,“ antwortete Jos.

## XIV.

Am darauf folgenden Abend gegen halb sieben Uhr begab sich Jos nach einem in der Nähe von Westminster gelegenen „Casual ward“.)

Gegen fünfzig Männer und auch ein paar Frauen hatten sich hier bereits versammelt; nicht etwa gruppenweise, sondern in einer langen Reihe, die sich tief die Straße hinunter erstreckte, standen sie hinter einander. Wenn sie auch arm und obdachlos waren, so fühlten sie sich doch als Engländer, und daher wollte wohl jeder für sich bleiben. Vielleicht mochten sie auch die kleinen Säcke oder die Bündel, in denen das wenige, was ihnen noch verblieben war, steckte, nicht gern sehen lassen, oder vielleicht war es ihnen auch peinlich, Dritten zu zeigen, wie hoffnungslos ihre Lage geworden war. Einer versuchte einen Scherz zu machen, ein zweiter sang ein die traurige Lage ehrbarer Arbeiter beklagendes Lied, ein dritter pffif: „Auf der Landstraße sind verhungert wir“ vor sich hin und riß Witz über das Jubiläum und seine Festlichkeiten.

Endlich that sich die Thür auf, und jemand rief:

„Zwölf von Euch können hereinkommen. Die anderen müssen noch draußen warten. Es ist schon fast voll.“

Die Zwölf traten in ein großes Zimmer und setzten sich auf dort stehende Bänke und warteten. Einer nach dem andern mußte an das Pult des Inspektors treten. Zuletzt wurde Jos gerufen.

„Wie heißen Sie?“

„Joseph Coney.“

„Wie alt?“

„Sechszwanzig Jahr.“

„Woher?“

„Aus Elmsthorpe.“

„Bei Alt-Windsor?“

„Ja wohl.“

„Wann gingen Sie von dort weg?“

„Es fehlen noch ein paar Wochen zu einem Jahr.“

„Warum kamen Sie nach London?“

„Die Arbeit war knapp und ich wurde daher entlassen.“

„Was sind Sie?“

„Zimmermann.“

„Haben Sie schon in London als Zimmermann gearbeitet?“

„Nein.“

„Was haben Sie denn hier gemacht?“

„Ich habe die letzten sechs Monate in den Docks gearbeitet.“

„Wo haben Sie die letzte Nacht geschlafen?“

„Auf dem Embankment.“

„Sind Sie schon einmal in einem Arbeitshause gewesen?“

„Nein, noch nie.“

„Wohin wollen Sie sich wenden, wenn Sie von hier entlassen werden?“

„Das weiß ich noch nicht,“ antwortete Jos in einem Tone, der ganz hoffnungslos klang.

\*) Abteilung eines Armen- oder Arbeitshauses, welche für zufällig sich einfindende Arbeits- oder Obdachlose bestimmt ist. Sie erhalten bei der Aufnahme ein Bad, dann Abendbrot oder Frühstück und Nachtquartier, jedoch nur in jedem Monat einmal, und müssen dafür des Morgens eine gewisse Arbeit verrichten.

Diese Ausfagen wurden vom Inspektor in ein Buch eingetragen. Dann fragte er weiter:

„Haben Sie mir etwas zu geben?“

„Was meinen Sie damit?“

„Haben Sie vielleicht ein Bündel oder sonst etwas? Sie erhalten es morgen wieder zurück, Sie dürfen aber nichts mit in Ihre Zelle nehmen.“

Als Antwort erfolgte seitens des jungen Mannes ein bitteres Lachen, und, ohne ein Wort zu reden, zeigte er dem Inspektor seine leeren Taschen.

Darauf mußte er ein Bad nehmen, und dann wurde er in eine Zelle geführt, die acht Fuß in der Länge und vier Fuß in der Breite maß. An ihrem Ende befand sich ein kleines, dunkles Loch, der „Steinbruch“ genannt.

„Eine Gasflamme erleuchtete die Zelle, und das erste, was Jos dort sah, war eine Inschrift, die sich auf der weißgestrichenen Wand, gegenüber dem Eingang, in großen ungeschlachten Buchstaben befand:

„Ich habe meiner Königin und meinem Vaterland fünfzehn Jahr lang gedient, und das hab' ich nun damit erreicht.“

Jos setzte sich auf seine niedrige Bettstelle und sah sich in der Zelle um. Außer der Matraze und der Decke, auf der er saß, befand sich weiter kein Mobiliar darin. Vom „Steinbruch“ her wehte ein eifig kalter Wind und er ging dorthin, um zu sehen, ob sich der Zug vielleicht durch Schließen einer Thür abhalten ließe. Aber es war keine Thür vorhanden, sondern nur ein großes, kreuz und quer vergittertes Fenster, durch das die klein geschlagenen Steine nach unten in den Hof geworfen werden sollten. Der Wind blies stoßweise durch die Eisengitter und machte Jos zittern, denn das warme Bad hatte seine Haut für den kalten Luftzug nur noch empfindlicher gemacht.

Große Granitblöcke lagen im „Steinbruch“, daneben ein Hammer. Einen Sitz gab es darinnen nicht, und der Boden neigte sich gegen die Mitte zu, so daß man nur mit Mühe aufrecht stehen konnte. Jos hatte noch nie in seinem Leben Steine geklopft. In seiner Heimat hatte er wohl schon Leute „Steine brechen“ gesehen. Auch hatte er wohl als Kind zugeesehen, wie große Steine zu kleinen geklopft wurden. Die Leute, die das thaten, trugen aber Brillen und dicke Handschuhe. Aber hier glaubte man, daß ein Hammer dazu genügend sei.

„Sie brauchen ja erst morgen damit anzufangen,“ sagte der Aufseher zu ihm. „Hier haben Sie Ihr Abendbrot. Beeilen Sie sich aber damit, denn in ein paar Minuten wird das Gas ausgedreht.“

Während er so sprach, stellte er auf den Fußboden neben das Bett einen kleinen Zinntopf mit Haferschlaim und ein kleines Stückchen Brot. Das Ganze hätte bequem in einer Theetasse Platz finden können.

Jos setzte sich nieder, um sein armseliges Nachtmahl einzunehmen, und während des Essens mußte er wieder und immer den Saß lesen:

„Ich habe meiner Königin und meinem Vaterlande fünfzehn Jahre lang gedient, und das habe ich damit erreicht.“

Er kroch unter die Decke in sein Bett und lag dort fröstelnd und hungernd.

Zwei Tage und drei Nächte blieb er hier, denn er konnte die Granitblöcke nicht klein bekommen; dazu mußte man die Kunstgriffe, den „Piiff“, kennen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## „Wegen frechen Betragens entlassen.“

Eine Dienstbotengeschichte von Paul John.

(Schluß.)

„Was geht denn hier vor?“ entfuhr es empört dem Munde der Frau Kommissionsrat, als sie ihr Dienstmädchen zornigerötet und in halber Kampfstellung erblickte.

Einen Augenblick schien die Verstärkung in dieser den Zorn niederdrücken zu wollen; dann jedoch faßte sie sich, trat auf die Herrin zu und nun kamen die Worte, die aus dem mütterlichen Briefe in ihr haften gelieben waren.

„Gnädige Frau,“ begann das Mädchen. „Ich bin aus einem anständigen, ehrlichen Hause. Ich brauche es mir nicht gefallen zu lassen, daß man meine Ehrlichkeit auf solche Weise — hier stieß sie mit dem Fuße den Fünfsziger weiter — „auf die Probe stellt!“

„Was ... was ... wollen Sie damit sagen, Marie?“ stammelte, abwechselnd rot und blaß, die „Gnädige“.

„Daß Sie dieses Geld absichtlich hierhergelegt haben, um mich zu prüfen.“

Die durch den Zorn wach gerufene Energie löste sich nun in Weinen auf. Auch die „Gnädige“ verlor die gewohnte Sicherheit.

„Aber wie kommen Sie denn zu einer solchen Annahme, Marie?“

„Meine Mutter hat mir geschrieben, daß in einem ordentlichen Haushalt das Geld nicht herumliegt. Aber viele Herrschaften legen das Geld hin, um ihre Dienstmädchen zu prüfen. . . . Aber . . . aber . . . und ich sollte Ihnen bloß sagen: Wenn ich wieder Geld finde, dann gehört es mir!“

So, nun war's heraus! Aber auch der Zorn war berraucht und der letzte Mut dahin geschmolzen; Marie ließ ihre „Gnädige“ einfach stehen und rettete sich in die Küche, wo sie ungehindert ihren Thränen freien Lauf ließ.

Als sie das weiblich gethan hatte und zur Fortsetzung ihrer Arbeit das Speisezimmer wieder aufsuchte, war mit der „Gnädigen“ auch das Geld verschwunden.

Nach diesem Vorfall gingen die Frau Kommissionsrat und ihr Dienstmädchen einander mehrere Tage lang aus dem Wege. Obgleich die gebildete Dame nicht recht begriff, wie sich ein Mädchen aus dem Volke, das noch dazu auf dem Lande seine Erziehung genossen hatte, durch diesen am Kaffeetisch so oft weiter empfohlenen Trick einer „praktischen Hausfrau“ verlekt fühlen konnte, war ihr die Sache doch peinlich. Noch unangenehmer wurde es ihr, als sie ungeschickterweise kaum acht Tage nach diesem Vorfall ihr liebliches Mäxchel-Portemonnaie vor dem Nachttischen stieß, auf das sie es während der Nacht zu legen pflegte. Das Dingelchen sprang auf und sein Inhalt rollte nach allen Richtungen auseinander. Sie suchte die Geldstücke mit der größten Aufmerksamkeit wieder zusammen, war aber doch nicht sicher, daß sie alle wiedergefunden habe.

Nun wäre es gewiß das einfachste und richtigste gewesen, dem Mädchen von dieser Thatsache Mitteilung zu machen. Daran hinderte jedoch die „Gnädige“ sowohl die noch immer nicht völlig beseitigte Spannung, als auch der Stolz, der sich nicht davor finden wollte, daß die mit der ganzen Bildung einer „höheren Tochter“ ausgerüstete Frau von einem einfachen Landmädchen eine Zurückweisung erhalten hatte. Schließlich hoffte die Frau Kommissionsrat im Hinblick auf die letzte Aeußerung des Mädchens in diesem Falle geradezu, was sie erst gefürchtet hatte, daß nämlich Marie, wenn sie Geld finden sollte, es einfach einstecken werde. So beruhigte sie sich, und sie konnte dies um so mehr, als sie wirklich mehrere Tage von der Sache nichts hörte.

So war denn schon ein halber Monat darüber hingegangen, seit Marie den neuen Dienst angetreten hatte, und alles schien im rechten Geleise. Das Ehepaar saß gemüthlich an der Frühstückstafel, während das Mädchen in einem entfernteren Teile der Wohnung noch mit der Reinigung beschäftigt war. Die verdaunungsfördernde Unterhaltung des Ehepaares hatte sich von dem augenragenden Thema „das neue Mädchen“ längst wieder andern Gesprächsstoffen zugewandt; die guten Freunde, getreuen Nachbarn und desgleichen traten wieder in ihr altes Recht. . . .

Plötzlich wird draußen eine Thür zugeworfen; schnelle, polternde Schritte nähern dem Speisezimmer, und vor den erstaunten Augen der beiden Gatten erscheint Marie. Die Füße stecken in soliden Holzpantinen, die Röcke sind fast bis an die Knie aufgeschürzt, und die Ärmel sind in die Höhe gestreift, so daß die wassertriefenden, dicken, roten Arme sichtbar werden.

Eine tiefe Röthe steht in ihrem Gesicht.

„Ich wollt' man bloß sagen, Madame, daß ich den Fünfsziger richtig gefunden habe; diesmal ist er aber meiner!“

Der Eheherr fährt empört vom Sofa in die Höhe. „Was das für ein Ton sei?“

„Ein Ton, wie er sich in einem Hause gehöre, in dem man ein anständiges Mädchen wie eine Spitzbüb'lin behandle!“

Ein Wort giebt das andere und schließlich entzünden sich beide Parteien fast zu gleicher Zeit, daß heute der Termin für eine Kündigung sei. Indem sie auseinandergehen, thut es jeder Teil mit dem triumphierenden Bewußtsein, daß er dem andern mit der Kündigung zuvorgekommen sei.

Als am darauffolgenden Ersten Mariens wenige Habseligkeiten auf einer Droschke zweiter Güte verladen waren, atmeten beide Parteien auf, denn die Kündigungsfrist war keineswegs eine Zeit guten Einvernehmens und gegenseitiger Verschätzung gewesen.

Nur noch einmal kurz vor der Abfahrt wurde das Mädchen in das Zimmer des Herrn Kommissionsrats gerufen, um dort ihr Dienstbuch in Empfang zu nehmen. Der Herr bemühte die Gelegenheit, ihr noch eine Standrede darüber zu halten, wie sie durch ihr „ungerechtfertigtes“ und „unanständiges“ Benehmen einen Dienst verloren habe, nach dem sie sich noch nach Jahren zurücksehnen werde. Mit dem Wunsche, daß es sich bessern und ihrer nächsten Herrschaft mehr Freude bereiten möge, entließ er das Mädchen.

Der feierlichen Miene des Herrn Kommissionsrats gegenüber hatte Marie es nicht gewagt, gegen die von ihm vorgebrachten Verschuldigungen zu protestieren, sie nahm stillschweigend ihr Buch an sich, um sich mit demselben zu entfernen.

Welche Ueberräschung aber ward ihr zu teil, als sie nach dem Verlassen der Wohnung einen Blick in das Dienstbuch und auf ihr erstes Zeugnis warf.

„Wegen frechen Betragens entlassen!“ las sie.  
 „Freches Betragen.“ So also nannte ihre Herrschaft den Kampf gegen die ihr zugefügte Beleidigung, der — wenn sie selbst auch das eine oder andere Mal die zulässige Form nicht innegehalten haben sollte — im Grunde ihr doch von der Herrschaft aufgezwungen war. Welche Thörin war sie doch gewesen, sie, die noch vor wenigen Stunden geglaubt hatte, als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgegangen zu sein; jetzt mußte sie es sich selbst gestehen: sie war die Besiegte!

Gewiß, sie war im Recht; aber sie hatte nicht die Macht, diesem Rechte Geltung zu verschaffen. Die Macht besaß die Herrschaft, und diese benutzte sie, um das berechnete Straußen gegen die Verletzung ihres Ehrgefühls als „freches Betragen“ zu brandmarken.

Ein Miß, ein Rud, und das Buch, das die Censur enthielt, lag zerrissen am Boden. Das schlechte Zeugnis war aus der Welt geschafft, die schlimme Erfahrung nicht.

Als kurze Zeit darauf die Frau Kommissionsrat einer Fremdin gegenüber Klage darüber führte, daß so viel unbenutzte Mädchen es vorziehen, eine Fabrik aufzusuchen, statt den viel angenehmeren Beruf eines Dienstmädchens zu wählen, wußte sie noch nicht einmal, daß die große Masse dieser „Thörichten“ sich um eine vermehrt hatte: um ihr früheres Dienstmädchen Marie! —

## Kleines Feuilleton.

— Frühere Pestzeiten. Bemerkenswerte Beiträge zur Geschichte der Pest liefert auf Grund alter Urkunden und Bücher eine Arbeit im Antwerpener Escant, der die „Köln. Bg.“ folgendes entnimmt: Die erste von der Chronik erwähnte Pestseuche herrschte in Antwerpen von 1006—1008. Der Chronikschreiber giebt die Zahl der Opfer auf 43 000 an, hat sich aber wahrscheinlich um eine Null verrechnet, denn die damalige Gesamtzahl der Einwohner betrug höchstens 10 000. Eine zweite Seuche folgte 1316 einer Hungersnot und raffte täglich 60—80 Menschen hin, die mit den Aeltern ohne Sorg zusammen in einer und derselben Grube beerdigt wurden. Auch das Jahr 1421 wies eine Seuche mit großer Sterblichkeit auf, doch ist man nicht sicher, ob es sich in den bis dahin erwähnten Epidemien um die eigentliche Pest handelte, da man mit diesem Namen in alter Zeit häufig jede feuchenartig auftretende ansteckende Krankheit belegte. Das 16. Jahrhundert war an Pestzeiten überaus reich. 1503 trat eine solche in der Campine (Kempenland) auf, um an 20 Jahre zu wüthen. 1511 erschien sie in Antwerpen, von wo man ihrehalben 1516 das Kapitel des Ordens vom Goldenen Vlies nach Brüssel verlegen mußte. Der außergewöhnlich strenge Winter des Jahres 1518 machte ihr in der Stadt ein Ende. Köln und die Rheingegend, mit denen Antwerpen in starkem Verkehr stand, wurden 1553 schwer durch die Pest heimgesucht, so daß sich der Antwerpener Magistrat zu Schutzmaßnahmen veranlaßt sah. Den Wirten wurde gegen eine Geldstrafe von 25 Florin die Verberberung von Fremden verboten, die aus durchseuchten Städten kamen, wenn die Gäste nicht eine Bescheinigung beibrachten, daß sie gesund seien und die Seuche in dem Orte ihrer Herkunft seit sechs Wochen nicht mehr aufgetreten war. Obgleich die Geldstrafe nachher vierfacht wurde, hielt das besagte Verbot den Einzug der Seuche nicht auf. Ein gleiches Verbot wurde während der Pestepidemie von 1571—1580 erlassen, jedoch war hierbei die Geldbuße für die Wirte in dreijährige Verbannung umgewandelt. Des weiteren wurden damals die Schulen geschlossen, die Ausstellung und der Verkauf von alten Möbeln und Kleidungsstücken untersagt, neue Verordnungen über das Begräbniswesen erlassen und an verschiedenen Punkten der Stadt große Feuer errichtet und unterhalten. Letztere sollten die Luft reinigen, wurden aber aus unvernünftiger Sparsamkeit mit faulem und grünem Holz, alten Federn, Lederabfällen usw. gespeist und bewirkten daher das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Das Volk suchte die Verbreiter der Seuche in den Krankwärtern und Totengräbern, die es beschuldigte, nachts von Haus zu Haus zu gehen und die Thürhämmer und Ringe mit Stoffen aus durchseuchten Häusern zu bestreichen. Sogar der Magistrat scheint dieser Beschuldigung Glauben geschenkt zu haben, denn er befahl, einzelne der Verdächtigen zu ergreifen und ohne weiteres niederzuznagen. Während der Kirmes des Jahres 1571 wurden auch die Versammlungen von Vereinen sowie alle Festgelage von mehr als zwölf Personen untersagt. Auch im 17. Jahrhundert wüthete die Pestseuche noch fort. Von 1599 bis 1671 wurden in Antwerpen nicht weniger als 125 verschiedene Verordnungen zu ihrer Bekämpfung erlassen. Während der Epidemie von 1603 bis 1605 wurden die „Pestlatten“ an den Thüren der durchseuchten Häuser als Warnungszeichen für das Publikum eingeführt. Außerdem mußten Pestkranke auf der Straße einen weißen Stod in der Hand tragen. 1626 verbot der Magistrat anlässlich einer verhältnismäßig milden Pestseuche, die sich aber mit einer von den Mansfeldischen Truppen aus England nach der Campine eingeschleppten und nach ihnen benannten andern ansteckenden Krankheit verbunden hatte, alle Tanzfeste, öffentlichen Verkäufe in durchseuchten Häusern und das Hüten von Schweinen. Das Sprechen mit Erkrankten war nur in einer Entfernung von sieben Schritt erlaubt. Auch wurde die Reinigung der damals noch offenen und allen Urat bergenden Straßentänale anbefohlen. Trotz dieser Maßregel hielt die Seuche noch mehrere Jahre an, wobei etwa die Hälfte der Erkrankten starben. 1637 beschloß die Stadt,

auf einer kleinen Anhöhe (Stuyvenberg) 15 kleine Häuser aus Ziegelsteinen zu erbauen, die ausschließlich für die Unterbringung und Absperrung von Pestkranken bestimmt waren und als Vorläufer unserer heutigen Barackenlazarette zu betrachten sind. In der folgenden Zeit blieb Antwerpen von der Pest verschont. Ein trauriges Vorurteil herrschte Jahrhunderte hindurch in betreff der Behandlung Pestkranker. Man hielt die Seuche für eine Geißel Gottes und eine Strafe des Himmels und glaubte daher, daß die Aerzte sich einer Ansteckung durch die Erkrankten nicht auszuweichen brauchten und sich nur um ihre sonstigen Patienten zu kümmern hätten. Die Folge war, daß man die Pestkranken, wenn nicht völlig ihrem Schicksal, so doch der Ausbeutung von seiten aller möglicher Schwindler überließ, wobei Aberglaube eine Hauptrolle spielte. Eine Reihe Antwerpener Aerzte usw. haben im 16. und 17. Jahrhundert über die Pest geschrieben und schildern sie als eine ansteckende, häufig tödliche Krankheit, die ihren unbekanntem Grund in der Luft, im Wasser, im Boden und im menschlichen Körper habe, meistens durch Fieber aufrete und sich durch Drüsenanschwellungen (Tuberculi) an den verschiedenen Theilen des Körpers charakterisiere. Als Vorbeugungsmittel empfahlen sie im allgemeinen die Reinigung der Luft in den Wohnungen und Enthaltbarkeit im Essen und Trinken, dabei aber auch Seelenruhe und Bezähmung der Leidenschaften. —

## Geographisches.

c. Die „Städte wüste“ des Hauran schildert Oppenheim in einem der interessantesten Kapitel seines neuen großen Reise- werks „Vom Mittelmeer zum Persischen Golf“, von dem bisher der erste Band vorliegt. Mit der Bezeichnung Hauran wird nicht nur das bekannte Gebirge belegt, sondern auch das ganze Gebiet südlich der Ebene von Damaskus, einer der fruchtbarsten Landstriche der Erde, der von jeher die Kornkammer Syriens gewesen ist. Schon in ältester Zeit ist die Ebene bewohnt gewesen; neuerdings leben hier mehr oder minder schafhaft gewordene arabische Vauern, denen die Türkei gewisse Freiheiten läßt. Das Land ist durch heftige Erderstüttungen wiederholt heimgesucht worden, trotzdem finden sich überall eigenartige bauliche Reste. Städte, Dörfer und Burgen findet man, die zum Teil auf den ersten Blick so gut erhalten scheinen, daß man glauben möchte, sie seien bewohnt, während sie doch in Wirklichkeit seit einem Jahrtausend verlassen worden sind und zum großen Teil auch noch heute leer stehen. Die Ruinen sind so zahlreich, daß sie zur Bezeichnung „Städte wüste“ für den Hauran geführt haben. Die Bauwerke stammen aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in denen ein unter Oberhoheit der Römer stehendes Reich, dessen Einwohner gegen Ende des ersten Jahrhunderts aus dem südwestlichen Arabien eingewandert waren, unter der Herrschaft ihrer Stammesfürsten, der Massaniden, eine Zeit der Blüte erlebte. Mit dem Einzug des Islam verschwanden die Massaniden und ihr Volk aus der Geschichte; der Hauran muß damals fast ganz von seiner Bevölkerung verlassen worden sein. Zur Zeit der Kreuzzüge erlebte er eine zweite, nur kurze Blüte, und seitdem hat sich jahrhundertlang nur eine sehr spärliche sechste Bevölkerung im Hauran gehalten. Betrachtet man die Bauwerke näher, so zeigen sich fast überall die Spuren furchtbarer Zerstörungen, die zum Teil feindlichen Einfällen, in erster Linie aber den Erdbeben zuzuschreiben sind. Der Eindruck, den die leeren Straßen und Wauten der längst verödeten Städte auf den Reisenden machen, ist großartig, aber fast unheimlich. Das Material der Wauten besteht beinahe ausschließlich aus großen schwarzen Lava- oder Doleritblöcken ohne Mörtel. Im Inneren werden die Steine auch für das, was man von Holz gefertigt zu sehen gewohnt ist, verwendet. Die Waden der Zimmer sind aus mächtigen, meist auffallend schmalen Steinplatten zusammengefügt oder sie wölben sich in Stupelform. Die Thüren sind bisweilen auch aus einem einzigen monolithischen Block gemeißelt, sie drehen sich in den gleichfalls steinernen riesigen Angeln. Auch die Fensterlätze, die von Lichtöffnungen durchbrochen sind, selbst die in die Wände eingelassenen Schränke, die an den Mauern entlang laufenden Stühle, die Aufsätze, die Lampen oder ähnliche Gegenstände zu tragen bestimmt waren, — alles dies ist von Stein. Die Treppen zum zweiten Stockwerk befinden sich an der Außenseite der Mauern und bestehen aus langen, in die Wand eingelassenen steinernen Stufen. Gewaltige, aus mächtigen Quadern erbaute Wasserreservoirs sind bei fast allen Ruinenstädten zu treffen; ihr Umfang mißt oft Hunderte von Schritten, tiefe, steinerne Treppen führen zu ihrem Grunde hinab. Der Hauran ist auch überreich an verzierten Steinschriften, die fast regelmäßig ein rechteckiges, im Inneren durch Schrift geschnittenes Medaillon aufweisen. Späteren Einwanderern haben einzelne Bauteile als Material für ihre Wauten dienen müssen, und so findet man Steine mit Ornamenten und Inschriften willkürlich und regellos als Thürschwelle usw. verwendet. Die ältesten Bewohner des Hauran müssen in Höhlen gehaust haben, wie sie sich in diesem Gebiete finden und noch heute von den dortigen Bauern für ihre Herden und gelegentlich für sich selbst benutzt werden. —

## Physiologisches.

— Kieselsäure im menschlichen Organismus. In zahlreichen Organismen bildet die Kieselsäure einen überaus wichtigen Bestandteil; es sei nur erinnert an die Gräser und Schwammthalle, an die Panzer der Diatomeen, an die tierischen Gehäuse der Radiolarien, sowie an die Spongien. Infolge ihres Vorkommens in Gräsern gelangt die Kieselsäure in den Verdauungs-

tractus vieler Pflanzenresser, wird aber im Harn gewöhnlich wieder ausgeschieden; in seltenen Fällen veranlaßt sie die Bildung von Nierensteinen. Am menschlichen Organismus ist die Kieselsäure ein wichtiger Bestandteil des Haars. Kunkel hat, wie der „Prometheus“ den Sitzungsberichten der Würzburger physikalisch-medizinischen Gesellschaft entnimmt, darüber neue Untersuchungen anstellen lassen; diese haben ergeben, daß der Kieselsäuregehalt des menschlichen Haars sehr konstant ist und etwa 0,1 Proz. des frischen Gewichtes beträgt. Nur im frühesten Alter ist etwas weniger Kieselsäure vorhanden. Dagegen scheint braunes Haar in hohem Maße kieselsäurehaltig zu sein. Barthaar verhält sich ebenso wie Haupthaar. Ein zweites Organ, das regelmäßig Kieselsäure führt, ist die Bauchspeicheldrüse (Pankreas). Für das Pankreas des Stieres und der Kuh hat sich ergeben, daß einige Milligramm als regelmäßiger Gehalt von 100 Gramm Drüsensubstanz sich finden. Von der Gesamtlänge, die im Pankreas etwa 1,7 Proz. beträgt, sind nur 0,1—0,2 Proz. Kieselsäure. Offenbar dient also die Bauchspeicheldrüse als Kieselsäure-Reservoir genau in der gleichen Weise, wie die Leber einen Eisenvorrat und die Schilddrüse einen Jodvorrat sammelt. Im Haar dient die Kieselsäure lediglich mechanischen Zwecken. —

**Medizinisches.**

— Ueber die Thätigkeit der deutschen Malaria-Expedition unter Professor Koch und ihre Ergebnisse veröffentlicht die „Deutsch. med. Wochenchr.“ einen Bericht, der sich hauptsächlich auf die Stadt Grosseto in Italien, den Hauptsitz der Krankheit, bezieht. Die Inkubationszeit, die eigentlich gefährliche Zeit, ist für Grosseto verhältnismäßig kurz, sie umfaßt anscheinend nur die Monate Juli, August und September. Alle bisherigen Erfahrungen weisen bestimmt darauf hin, daß die Malaria Parasiten außer im Menschen nur noch in gewissen Arten von Stechmücken zu leben vermögen. In letzteren können sie aber nur während der heißen Sommermonate zur Entwicklung gelangen, und es bleiben somit acht bis neun Monate, innerhalb derer die Parasiten allein auf die Existenz im menschlichen Körper angewiesen sind. Nach Malaria Parasiten in anderen Lebewesen hat die Expedition bei jeder Gelegenheit, aber stets vergeblich gesucht. Der Mensch bleibt also der einzige „Wirt“ für diesen spezifischen Parasiten, dessen Uebertragung nur innerhalb der kurzen Sommerzeit durch Vermittelung der Stechmücken geschieht. Dabei muß dann aber vorausgesetzt werden, daß die Mücken die zu übertragenden Parasiten auch vorfinden. Wenn die heiße Zeit kommt, sind nach den Untersuchungen Kochs noch so viele Malariafälle vorhanden, daß von diesen aus die Infektionen vor sich gehen können. Die Malariafälle bilden also das Bindeglied, die Brücke von der Fieberzeit des einen Jahres zu derjenigen des nächstfolgenden. Wenn es möglich wäre, dieses Bindeglied zu unterbrechen, dann wäre damit auch die Erneuerung der Infektion verhindert, das Entstehen der frischen Fälle würde immer seltener werden, und die Malaria müßte allmählich in einer solchen Gegend verschwinden. Die Möglichkeit dazu ist in der richtigen Anwendung des Chinins gegeben, das im Grunde ist, die Malaria Parasiten im menschlichen Körper definitiv zu vernichten. Allerdings muß es nicht nur benutzt werden, um einen gerade vorhandenen Malariafall zu beseitigen, sondern so, daß das Zustandekommen der Malaria möglichst verhütet wird. Man wird mehr und mehr dahin kommen, den einzelnen Malariafranken als eine Gefahr für seine Umgebung anzusehen und die Malaria nach denselben Grundätzen zu bekämpfen, wie die Cholera, Pest und Lepra, nur mit dem Unterschiede, daß bei der Malaria an Stelle von Isolierung und Desinfektion die Anwendung des einzig in seiner Art dastehenden Mittels, des Chinins tritt, um den Infektionsstoff da, wo er für uns am leichtesten erreichbar ist, zu vernichten. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Der Erdnußstrauch (Arachis hypogea) kommt in größeren Mengen wild und in Anpflanzungen in den deutschen Kolonien Ost- und Westafrika vor. Die ästige, niederliegende oder höchstens 60 Centimeter ansteigende Pflanze trägt zweipaarige Fiederblätter, in deren Winkel gewöhnlich paarweise gelbrote Schmetterlingsblüten stehen, von denen nur die untersten fruchtbar sind. Nach dem Abblühen verlängert sich das Wirtelstieltchen, senkt sich und läßt den Fruchtknoten 5—8 Centimeter tief in den Boden eindringen, in welchem die Frucht zur Reife kommt. Diese bildet eine eiförmige oder zylindrische, nicht aufspringende, weiß samige Hülse von 15—30 Millimeter Länge. Die Hülseroten bis violettbräunlichen, seltener weißlichen Samen schmecken mandelartig. Der Erdnußstrauch ist eine uralte und höchst wichtige Kulturpflanze; seine Heimat ist nicht bekannt, wird aber im ganzen mittleren Afrika kultiviert. Schon im 15. Jahrhundert kam er nach Westindien, in Brasilien ist seine Kultur jedenfalls älter als die europäische Einwanderung, aber hier, wie in Uruguay, China, Cochin-China, Japan und den pacifischen Inseln ist er nicht von gleicher Bedeutung wie in Afrika. In großartigem Maßstabe wird der Erdnußstrauch in Madras und in den südlichen Staaten von Nordamerika angebaut; auch in Spanien, Frankreich, Algerien erzielt seine Kultur gute Ergebnisse (2400 bis 3000 Kilogramm vom Hektar). Aus Westafrika, von Senegambien bis zum Kongo, werden 80 Mill. Kilogr. Samen ausgeführt. Die afrikanischen Völker genießen die Erdnuß frisch und zu Brei ge-

kocht, in Spanien röstet man sie, auch die Preßkuchen werden noch als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere verwendet. In Europa preßt man die Samen, besonders in England und Frankreich. Das kalt gepresste Öl (Katjangöl) ist farblos, schmeckt angenehm mild, ist dünnflüssiger und fetter als unser feinstes Olivenöl, trocknet nicht und hält sich lange. Man benutzt es schon seit längerer Zeit ganz wie Sesamöl und stellt es dem besten Olivenöl gleich. In Italien und im südlichen Frankreich verwendet man es in großer Menge zur Verfeinerung des Olivenöles, das man unter dem Namen „Olivenjungferöl“ hauptsächlich nach Deutschland exportiert. —

**Technisches.**

— Die Töpferscheibe. Die Zeitschrift „Iron Age“ stellt eine Vergleichung der modernen und der antiken Töpferscheibe an und kommt zu dem Ergebnis, daß sich beide nur unwesentlich unterscheiden. Die Entstehung der Töpferscheibe ist, wie „Ulunds Techn. Rundsch.“ der amerikanischen Zeitschrift entnimmt, nicht mehr festzustellen, denn sie gehört der grauen Vorzeit an. Die Völker des Steinzeitalters, die Ureinwohner Ägyptens, die Chinesen, die wilden Stämme Amerikas, ja, alle Urvölker der einzelnen Erdteile besaßen eine Töpferscheibe. Ueberraschend ist die Beobachtung, daß von den beiden Formen der Drehscheibe, der waagrechten und der senkrechten, sich die letztere in dem Verlauf von 6000 Jahren in allen Erdteilen sozusagen unverändert erhalten hat. Stellt man eine Töpferscheibe nach den hieroglyphischen Bildern des alten Ägypten zusammen, so besteht sie aus einer senkrechten Welle, die eine an ihrem Kopfe befestigte Holzscheibe trägt, auf welche die zu verarbeitende erdige Masse gelegt wird. Am unteren Ende der Welle befindet sich eine andere, größere Scheibe, die eigentliche Drehscheibe, welche der Töpfer des Altertums mittelst seiner Füße in Drehung versetzte, und mit ihr drehte sich die Welle, die obere Scheibe und das Material, welches je nach der beabsichtigten Form verschiedenartig behandelt wurde. Diese Töpferscheibe hat mit geringen Veränderungen — statt der Füße bediente man sich später einer mit der Hand drehbaren Kurbel oder der Transmission durch Treibriemen — die einfachsten Töpferwaren wie auch die feinsten Porzellanwaren geliefert, und sie behaupten noch heute ihren Platz. —

**Humoristisches.**

— Im Seebad. „In dem Nest erholt man sich ja nicht.“  
„Ne, Hundentlang kann man suchen noch 'n dritten Mann zum Stat.“ —  
— Zu viel verlangt. „Gnädige Frau stillen Ihren Säugling nicht selbst?“  
„Aber ich bitte Sie — ich werde doch keine Ammendienste verrichten!“ —  
— In Prüfungsnöten. Physikprofessor (prüft über den Telegraphen und will dem etwas befangenen Kandidaten draufhelfen): „Erklären Sie mir z. B. den Vorgang: Was geschieht, wenn ich hier auf den Knopf drücke?“  
Kandidat (in höchster Verlegenheit): „Da kommt der Diener herein.“ —

**Notizen.**

— Die erste Wiederholung des „Fuhrmann Henrichel“ müßte in Weplar aufgegeben werden, da niemand im Zuschauererraum erschienen war. —  
— Zur Erinnerung an die auf dem Eisenpaß verunglückten Strahburger Geographen Ehler und Wörnisch hat eine Strahburger Familie an der dortigen Universität eine „Wörnisch-Ehler-Stiftung“ begründet. Die Zinsen der Stiftung werden nach dem Vorschlag des jeweiligen Professors der Geographie an solche Studierende verliehen, die als Mitglieder des geographischen Seminars sich speziell mit geographischen Studien befassen. —  
— Der Wiener Hofbibliothek hat Erzherzog Rainer seine aus mehr als 100 000 Exemplaren bestehende Sammlung von Handschriften auf Papyrus, Pergament, Papier usw. zum Geschenk gemacht. —  
— Der Gemeinderat in Graz hat einen Ausschuß für die Errichtung eines Goethe- oder eines Goethe- und Schiller-Denkmal als eingesetzt und einen Betrag von 1000 Gulden bewilligt. —  
— Die Farbe des Donauwassers hat Brunszlay bei Mautern in Oesterreich während des Jahres 1898 täglich früh zwischen 7 und 8 Uhr beobachtet. Nach dem „Prom.“ fand er die Farbe des Wassers an 11 Tagen braun, an 46 Tagen lehmgelb, an 59 Tagen schmutzgrün, an 45 Tagen hellgrün, an 25 Tagen grasgrün, an 69 Tagen stahlgrün, an 46 Tagen smaragdgrün und an 64 Tagen dunkelgrün. Die Farbe war weniger von der Jahreszeit als vom Wasserstande abhängig; sie war braun, lehmgelb, schmutzgrün und hellgrün vorwiegend bei hohem, dagegen grasgrün, stahlgrün, smaragdgrün und dunkelgrün bei niederem Wasserstande. —  
— Während des Drehsus-Prozesses hat das Telegraphenamt in Rennes rund neun Millionen Worte abgefaßt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 17. September.